

Dankesworte von Rudolf von Thadden

Frau Präsidentin,
hochverehrtes Kuratorium,
lieber Herr Borodziej,
sehr geehrte Damen und Herren,

wie viele Dankesreden hat die Viadrina seit ihrer Gründung 1993 schon gehört? Wie viele Anlässe zum Dank hat jeder von uns in seinem Leben gehabt? Man muss wohl Historiker sein, um auf diese Fragen genau antworten zu können.

Ich für meine Person möchte Ihnen heute, in dieser feierlichen Stunde, von zwei Anlässen zur Dankbarkeit berichten, die etwas mit meiner ersten Begegnung mit Polen zu tun haben. Der erste hatte seinen Ort im Bahnhof in Stargard bei Stettin im Januar 1946, als meine Mutter und ich nach der Ausweisung aus unserer pommerschen Heimat einem älteren Polen gegenüber saßen, der sich auf dem Weg in die von uns verlassene Kreisstadt Gryfice befand und uns in gebrochenem Deutsch sagte, dass es ihm leid tue, in die bisherigen Häuser von Deutschen einzuziehen. Die Worte änderten nichts an der Wirklichkeit der Vertreibung, aber sie änderten unser Verhältnis zu ihr.

Der zweite Anlass zur Dankbarkeit ergab sich ein Jahr später in einer mich aufnehmenden französischsprachigen Schule in der Schweiz, als ein Lehrer polnisch-jüdischer Herkunft sich bereit erklärte, der kleinen Minderheit deutschsprachiger Schüler persönlichen Deutschunterricht zu geben. Ihm verdanke ich es, dass ich Lessings „Nathan den Weisen“ lieben gelernt habe und in meinen Begegnungen mit Polen nicht schon im ersten Satz den französischen Geist beschwöre.

Aber vielleicht im zweiten? In der schicksalhaften Nacht vom 9. zum 10. November 1989, in der die Berliner Mauer fiel und die ich wegen einer mir zugesprochenen Stiftungsprofessur in Paris erlebte, sprach mich ein polnischer Kollege auf Französisch mit den Worten an: „C'est la fin de la division de l'Allemagne, et c'est la première fois dans l'histoire que la Pologne en est contente.“ Also: „Dies ist das Ende der Teilung Deutschlands, und es ist das erste Mal in der Geschichte, dass Polen damit einverstanden ist.“

Was war geschehen, dass ein solcher Sinneswandel im deutsch-polnischen Verhältnis eintreten konnte? War es nur die Erleichterung über den Zusammenbruch der sowjetischen Hegemonialmacht? Oder gab es tiefere historische Gründe für die neue Aufgeschlossenheit zwischen den bislang verfeindeten Nachbarn im östlichen Mitteleuropa?

Wer den Gedanken des damaligen polnischen Ministerpräsidenten Mazowiecki nachgeht, der kommt zu dem Schluss, dass die polnische Politik im Prozess der Wiedervereinigung Deutschlands keinen Augenblick losgelöst von den Langzeiterfahrungen der Geschichte erfolgte. Die Bestätigung der Oder-Neiße-Grenze und die Beteiligung Polens am 2+ 4 Vertrag waren mehr als eine Reaktion auf die Auflösung der DDR als Folge des Falls der Berliner Mauer. In seinem Rückblick unter der Überschrift „Das Unmögliche möglich machen“ stellt Mazowiecki fest: „Der geschichtliche Ballast macht immer noch die polnisch-deutschen Beziehungen zu einer leicht zerbrechlichen Materie.“

Nicht minder geschichtsbezogen waren die Gedanken des französischen Staatspräsidenten Mitterand, die sich immer im Bewusstsein der „longue durée“ der Ereignisse entwickelten. So begann er seine Memoiren, die unter dem ungewöhnlichen Titel „De l'Allemagne, de la France“ erschienen, mit einem Kapitel über die Geschichte des Staates, der immer zwischen Deutschland und Polen gestanden hatte und von vielen Betrachtern gerne in die Vorgeschichte der DDR gerückt wurde: Preußen, der angeprangerte Störenfried Europas.

Zur Überraschung nicht nur der französischen Leser entpuppte sich Mitterand als ein Anwalt der alten Hohenzollernmonarchie, die für ihn eine wichtige politische und kulturelle Funktion in Europa hatte. Zur Begründung seiner vielfach umstrittenen Aufgeschlossenheit für die deutsche Wiedervereinigung schreibt er: „Hitler mochte Preußen nicht, und Preußen mochte Hitler nicht. Ein wenig Nachdenken hätte gezeigt, dass die nationalsozialistische Ideologie den zivilisatorischen Werten eines Friedrich des Großen widersprach.“

Wie sollte ein Pole diese Gedanken nachvollziehen können? War es nicht genau dieses Preußen Friedrichs des Großen gewesen, das wesentlich bei den Teilungen Polens im 18. Jahrhundert mitgewirkt und damit die europäische Landkarte verändert hatte?

Auch wenn es einem gebürtigen Preußen einzugestehen schwerfällt: es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass der Aufstieg Preußens zur europäischen Großmacht vor allem auf Kosten Polens erfolgt ist. Auch wenn die alte polnische Adelsrepublik noch andere Gründe für ihren Niedergang hatte, so ist sie doch in vieler Hinsicht ein Opfer des Expansionsdrangs der Hohenzollernmonarchie geworden. Zwischen Berlin und Petersburg versank Warschau im politischen Niemandsland.

Es ist kein Trost für Polen, dass Preußen auch auf Kosten deutscher Territorien expandierte. In gewisser Weise ließe sich sogar sagen, dass es zwischen dem alten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und der polnischen Adelsrepublik Parallelen gab: Beiden Reichen fehlte es an politischer Integrationskraft, und beide erwiesen sich als unfähig, sich zu modernen Staaten auszubilden. Preußen profitierte von beider Schwäche.

So ist es verständlich, dass sowohl Deutsche als auch Polen nach der Niederlage Preußen-Deutschlands in zwei Weltkriegen die Auflösung des preußischen Staates begrüßten und sich davon mehr Frieden in Europa erhofften. Die Entscheidung der Siegermächte im Februar 1947 entsprach vielen Wünschen diesseits und jenseits der neuen Grenzen. Aber führte sie schon zu einem besseren deutsch-polnischen Verhältnis, geschweige denn zu einer Versöhnung zwischen Deutschen und Polen?

Es wäre zu viel verlangt, wenn mit der Beendigung der staatlichen Existenz Preußens bereits alle Konflikte zwischen den beiden Nachbarn an der Oder behoben wären. Denn Preußen war nicht nur ein machtbewusster Staat, sondern auch ein weites Land, in dem Menschen lebten und arbeiteten. Vor allem aber hatten diese Menschen Prägungen, die sich nicht einfach durch Kontrollratsbeschlüsse aufheben ließen, weder soziale noch kulturelle noch religiöse. Wer einmal im Ausland gelebt hat, weiß, wie langlebig kulturelle Eigenheiten sind.

Als nach dem Fall der Berliner Mauer im November 1989 die Grenzen geöffnet wurden, zog es die Menschen zueinander und machte sie aufgeschlossen für Begegnungen mit neuen Welten. Aber bald entdeckten sie, dass sie nicht nur mit ihren Reisetaschen, sondern auch mit ihren Erfahrungen und Erinnerungen kamen. Jeder brachte sein historisches Gedächtnis mit.

Das galt besonders für die Vertriebenen aus den alten preußischen Ostgebieten, die nun ihre frühere, inzwischen völlig veränderte Heimat besuchten und dabei auf Menschen trafen, mit denen sie keine Erinnerungen teilten, obwohl sie vor demselben See oder demselben Gebäude standen. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem jungen Polen vor dem Denkmal auf dem Marktplatz meiner heimatlichen Kreisstadt Greifenberg, dem heutigen Gryfice, das für mich ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal und für meinen polnischen Gesprächspartner ein Monument zur Erinnerung an die „Befreiung“ der Stadt im März 1945 war. Ein Denkmal-zwei Erinnerungen. Wie geht man damit um?

In diesem konkreten Fall kam noch eine Besonderheit hinzu, die sehr typisch für deutsch-polnische Rückblicke auf die Geschichte ist. Das Denkmal hat nämlich nicht nur eine preußische Vergangenheit und eine polnische Gegenwart, sondern auch eine verdrängte russische Zwischenphase: in den ersten Jahren nach dem Krieg hatte es eine Inschrift zur Erinnerung an den siegreichen Einmarsch der Roten Armee, der nun nicht mehr so recht ins Geschichtsbild passt.

An dieser Stelle lohnt es sich, eine Reflexion des Historikers einzuschieben, die über die inzwischen gewachsene deutsch-polnische Begegnungskultur hinausreicht. Vor zwei Jahrzehnten ist in Frankreich eine neue Forschungsrichtung entstanden, die unter dem Begriff der „Lieux de mémoire“ die Erinnerungsorte der Nationen untersucht. Sie analysiert verdienstvoll die Bedeutung von Orten für das historische Gedächtnis, steht aber vor Schwierigkeiten, wenn diese Orte ihren Charakter verändern. Für Deutsche ist das Straßburger Münster ein Inbegriff mittelalterlicher deutscher Kultur am Oberrhein, für Franzosen ein Symbol der Zugehörigkeit der Stadt der Marseillaise zum französischen Staat, eine Wirklichkeit - zwei Wahrnehmungen.

Wie also gehen wir mit der Geschichte um, wenn wir nicht nur Verständigung sondern Versöhnung wollen? Zunächst einmal brauchen wir, so meine ich, viel Geduld. Wer Versöhnung will, muss zuhören können - Biographien anhören, Wahrnehmungen verstehen, Prägungen ernst nehmen. Sodann gilt die ungleich schwierigere Aufgabe, die Helmuth Plessner mit dem Titel eines immer noch lesenswerten Aufsatzes beschrieben hat: „Mit anderen Augen sehen“. Und schließlich gilt es zu lernen, dass der Wunsch nach versöhnten Lebenswelten nicht unbedingt die Existenz gemeinsamer Erinnerungswelten voraussetzt. Man kann mit Unterschieden leben, wenn sie mit Sinn für die *conditio humana* behandelt werden.

In unseren Tagen wird darüber gestritten, wie der bedrückenden Vertreibungsgeschichte in den Ländern Mitteleuropas angemessen gedacht werden sollte. 60 Jahre nach Kriegsende tritt dabei ins Bewusstsein, dass die erinnerte Geschichte mehr und mehr durch die wissenschaftlich erforschte überlagert wird. Nicht nur beginnen die persönlichen Erinnerungen sich zu verflüchtigen, sie verbinden sich auch mit Bildern und Wahrnehmungen der Geschichte, die durch politische Interessen und Ideologien produziert werden. Erinnerungswelten verfremden sich, und neue Generationen stellen neue Fragen.

Vor diesem Hintergrund haben meine alten Schulkameraden und ich eine Initiative ergriffen, die Erinnerung und Versöhnung zusammenführen will. Im Unterschied zu national ausgerichteten Gedenkveranstaltungen haben wir zusammen mit den polnischen Neubürgern unseres Heimatdorfes Trieglaff eine Gedenkfeier organisiert, die alte und neue Dorfbewohner in der Verbundenheit mit dem Land vereint. Nicht Volkstraditionen stehen im Vordergrund, sondern Landesbeziehungen, die Geschichte und Gegenwart verbinden. Auf einer zweisprachigen Bronzetafel, die an der früher evangelischen und heute katholischen Kirche angebracht ist, haben wir den Willen zur Versöhnung zwischen alten deutschen und neuen

polnischen Trieglaffern zum Ausdruck gebracht, indem wir die Erinnerung an das Vergangene in Gedanken für das Wohlergehen der heutigen und künftigen Landesbewohner eingebettet haben. Trieglaff soll Polen und Deutsche nicht voneinander trennen.

In diesem Geiste ist es möglich, die pommersche Geschichte als Einheit zu verstehen. Sie gehört all denen, die dort gelebt und gearbeitet haben, und erlaubt es langfristig, ein gemeinsames Verantwortungsgefühl für das zu entwickeln, was man anspruchsvoll das gemeinsame Erbe des Landes nennen darf. Dann kann man auch an ein gemeinsames deutsch-polnisches Museum denken, das die gesamte Geschichte inklusive der bedrückenden Vertreibungsjahre im Kontext des Zweiten Weltkrieges darstellt.

Es wäre unverzeihlich, über deutsch-polnische Versöhnung zu sprechen, ohne dem Ort zu huldigen, an dem wir heute versammelt sind: der Viadrina in Frankfurt (Oder). Sie ist ein lebendiges Zeugnis der geistigen und wissenschaftlichen Umsetzung eines Verständigungswillens, der weit über punktuelle Kooperationen hinausgreift und diesen dauerhafte Grundlagen gibt. Hier werden die Wissensgebiete im Vergleich nicht nur der Methoden, sondern auch der Wahrnehmungen erörtert, Geschichte also nicht nur im Wechsel von Paradigmen und Forschungsansätzen, sondern auch im Vergleich kultureller Rezeptionsmuster behandelt. Ich bin dankbar, dass ich am Aufbau dieser Universität mitwirken durfte.

Auch ein kleines Nebenprodukt der Errichtung der Viadrina möchte ich erwähnen, weil es ebenfalls zu einer produktiven Kooperation mit Polen führte: das Berlin- Brandenburgische Institut für deutsch-französische Zusammenarbeit in Europa, das im selben Jahr 1993 in Genshagen gegründet wurde. Nach anfänglicher Konzentration auf deutsch-französische Begegnungsfelder hat es seine Tätigkeit bald auf Polen ausgeweitet und an der Nahtstelle zwischen Politik, Zivilgesellschaft und Kultur das geleistet, was unter dem Begriff des Weimarer Dreiecks intendiert war. Die Viadrina braucht sich dieses kleinen Halbbruders nicht zu schämen.

Das alles ist natürlich noch keine große Politik. Regierungen verhandeln in anderen Größenordnungen. Aber ohne lokale Initiativen, ohne aktive Bürgergesellschaften haben die Staaten mit ihren politischen Entscheidungen keine tragfähigen Grundlagen. Bei dem häufigen Wechsel der Regierungen sind sie sogar darauf angewiesen, dass die Bürger eigenständig handeln und Verantwortung in die eigenen Hände nehmen. Was wäre Versöhnungsarbeit, wenn sie nur auf staatlichen Beschlüssen beruhte?

Ich habe in den Jahren, in denen ich als Koordinator für die deutsch-französische Zusammenarbeit tätig war, gelernt, dass im zusammenwachsenden Europa zwischengesellschaftliche Beziehungen genauso wichtig sind wie zwischenstaatliche. Vielleicht haben die gescheiterten Referenden über das Verfassungswerk der Europäischen Union auch damit etwas zu tun, dass die Regierungen nicht genügend auf die Empfindungen ihrer Bürger geachtet haben. Wenn gesellschaftliche Aufbrüche nur noch mit polizeilichen Maßnahmen gesteuert werden können, wie es in diesen Wochen in Frankreichs Städten geschieht, dann wird Versöhnungsarbeit bald mehr zwischen Regierungen und Zivilgesellschaften als zwischen verschiedenen Völkern nötig. Vielleicht aber können sich dabei die Europäer gegenseitig helfen und den Gedanken der Solidarität stärken, der in Polen der freiheitlichen Demokratie zum Durchbruch verholfen hat.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit